schlands Erneuerung
n für den Unterrichtsgebrauch

Nr. 37

Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I.

Ein Wegbahner zu Deutschlands Größe.

Nach Quellen für die deutsche Jugend dargestellt
von
Curt Herrmann, Breslau

6. Auflage. 1941

Heinrich Handels Verlag, Breslau 1

1. Der neue Herr.

Der 25. Februar 1713 war ein stürmischer Vorfrühlingstag. Am Himmel jagten graue Wolkenfetzen. Im Berliner Tiergarten trieb der Wind sein spottlustiges Spiel mit dem vorjährigen Herbstlaub; aber schon lag ein grüner Schimmer über den weiten Rasenflächen. Die unerschöpfliche Lebenskraft der Natur regte sich wieder.

Im Königsschlosse an der Spree aber war der Tod zu Gast: der erste Preußenkönig kämpfte seinen letzten Kampf. Im Vorzimmer verharrte in banger Erwartung der gesamte Hofstaat; am Krankenlager weilte außer dem Hofprediger nur der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Der greise Geistliche, der den Thronfolger als strengen und ernsten Mann kannte, dem man sogar Härte und Rücksichtslosigkeit nachsagte, war erstaunt über den tiefen und aufrichtigen Schmerz des Sohnes. Als der Sterbende schwer nach Luft rang, brach Friedrich Wilhelm in Schluchzen aus. Endlich ließ der Todeskampf nach, und um die Mittagstunde verschied der König still und gottergeben. Lange kniete Friedrich Wilhelm noch in stummem Gebet an der Leiche seines Vaters.

Dann aber stand er auf und öffnete die Vorzimmertür. Sein Blick ging wie leer über die prunkvollen Uniformen der Hofbeamten, die sich ehrfurchtsvoll vor ihm neigten. Als sie sich anschickten, ihm ihr Beileid auszusprechen, winkte er nur kurz ab: „Man warte!“ und schritt durch das Gedränge hindurch. Im Arbeitszimmer des Verewigten trat er ans Fenster. Aber er bemerkte nicht die windbewegten Zweige, nicht den Regen, der in Schauern gegen die Scheiben peitschte. *Seine Gedanken schweiften.* Der gütige, ach allzu gütige Vater war nun nicht mehr. Wie oft war ihm, dem Jüngeren, der Zorn zu Kopf gestiegen, wenn er sehen mußte, wie die Schmeichler der Eitelkeit des Herrschers huldigten, wenn man den Arglosen hinterging. Und er hatte dazu schweigen müssen, wollte er die kindliche Ehrfurcht nicht verletzen. Hatten doch die Verleumder dem Könige längst eingeflüstert, der Kronprinz könne es nicht erwarten, das königliche Erbe anzutreten. Manchmal freilich war dem Thronfolger doch die Geduld gerissen. So damals, als das Volk über die drei W klagte, über die Minister **W**artenberg, **W**artensleben und **W**ittgenstein. Schamlos hatten sie sich trotz ihrer hohen Gehälter an veruntreuten Staatsgeldern bereichert, hatten das Land mit schwerer Steuer bedrückt und dem Könige die Notschreie des ausgesogenen Volkes verheimlicht. Als dann ein Aufstand ausbrach, der nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnte, hatte der Sohn dem Vater das Treiben der drei Minister aufgedeckt, und der König hatte die Unwürdigen mit Schande aus ihren Ämtern entfernt. Oder damals, als der windige Italiener Ruggiero am Hofe erschien und vorgab, aus Eisen und Blei Gold machen zu können. Alle, der König mit dem ganzen Hofstaate, glaubten an den Wundermann. Nur Friedrich Wilhelm, der dem Goldmacher scharf auf die Finger gesehen hatte, erklärte derb und unverblümt: „Der Mann ist ein Taschenspieler. Es gibt nur eine rechte Goldmacherkunst, nämlich Fleiß und Sparsamkeit.“ Und damit hatte er recht behalten; denn nach einiger Zeit war der Betrüger entlarvt und zu Küstrin gehängt worden. Der König aber, der wohl merkte, daß sein Sohn scharfsichtiger war als er, hatte bald mehr auf den Rat Friedrich Wilhelms gehört. Die verschwenderischen Hoffeste nach dem Versailler Muster wurden einfacher gestaltet. Die Notstände in den Provinzen wurden ernstlich geprüft, und auch die Ausgaben für Küche und Keller hatte der

König einschränken lassen. Freilich, mit der Wurzel war das Übel noch nicht entfernt. Trotz seines Schmerzes mußte der junge König lächeln, als er an die Entdeckung dachte, die er vor wenigen Tagen gemacht hatte. Da hatte er anstatt des kranken Vaters die Rechnung der königlichen Küche geprüft. Dabei war ihm ein Posten für Kräutertee aufgefallen. Wer trank den? Er hatte nachgeforscht. Und da stellte sich heraus, daß vor Jahren einmal der Leibarzt dem Könige einen Hustentee verordnet hatte. Damals war sofort ein Kgl. Hofteekocher angestellt worden. Nach wenigen Wochen, als der König geheilt war, war der Mann wieder entlassen worden. Sein Gehalt aber und die Kosten für Tee waren pünktlich jeden Monat in der Küchenrechnung erschienen. Der Herr Hofküchenchef hatte jahrelang die hübsche Nebeneinnahme unbeanstandet eingesackt. Was hier im Kleinen geschehen war, war hundertfältig auch im Großen erfolgt. Und mit einem tiefen Seufzer dachte der Einsame an die ungeheuren Schulden, die ihm der hochselige Herr Vater hinterlassen hatte. „Das muß anders werden", murmelte er vor sich hin. „Und bald! Heute noch!" Er schellte dem Kammerdiener und befahl: „Der Hofmarschall v. Printzen soll kommen und den Plan des königlichen Haushalts mitbringen!" Das geschah, und Friedrich Wilhelm überblickte mit finstrer Miene die lange Liste der Hofbeamten und die noch längere der Ausgaben. Die erreichte im Jahre fast die Höhe von einer Million Mark. Unmutig ergriff er eine Gänsefeder und machte durch den ganzen schönen Plan einen dicken Strich. Dabei knurrte er: „Brauche diese Müßiggänger nicht! Steht bloß einer dem andern im Wege! Sind alle entlassen!" Der Hofmarschall war so erschrocken, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Er machte nur eine stumme Verbeugung und verließ das Zimmer.

Totenblaß trat er in die Menge der betreßten Würdenträger, die ihn mit Fragen bestürmten. Aber er zuckte nur hilflos die Achseln. Da riß ihm ein General das Schriftstück aus der Hand, warf einen Blick hinein und rief: „Unser guter Herr ist tot; der neue König schickt uns alle zum Teufel." Nun gab es lange Gesichter, und jeder fühlte, daß die schöne Zeit der fetten Gehälter, des Nichtstuns und der fürstlichen Freigebigkeit zu Ende sei. Sie blickten trübe vor sich hin und schüttelten bekümmert das Haupt mit der weißgepuderten Perücke. Manche aber hofften im stillen, daß alles nicht so schlimm kommen werde. „Ein Königshof von solchem Glanze wie der preußische", tröſteten sie sich, „braucht doch auch einen ansehnlichen Hofstaat. Der neue Herr soll ja schon geäußert haben, daß das Leichenbegängnis mit all der Pracht gefeiert werden soll, die der Hochselige so sehr liebte." Das geschah freilich, aber die daran geknüpften Hoffnungen sollten grausam enttäuscht werden.

2. Ein sparsamer Hausvater.

Mit eigener Hand setzte der junge König in den nächsten Tagen einen neuen Hofhaltungsplan auf. Mehr als vier Fünftel der bisherigen Ausgaben wurden gestrichen. Alle überflüssigen Hofämter hob er auf. Es gab keine Pagen, Herolde und Hofmusiker, keine Schweizergarde, Leibtrabanten und Hofjunker mehr. Die Bratenwender, Haarkräusler und Hunderte von Lakaien und Dienern aller Art verschwanden. Von den 40 Kammerherren behielt Friedrich Wilhelm nur einen. So schrumpfte die gesamte Hofbeamtenschaft auf 20 Personen zusammen. Und wie wurden die Gehälter beschnitten! Alle Nebeneinkünfte fielen weg. Das Gehalt des Oberhofmarschalls setzte der König von 2000 auf 400 Taler herab, und ähnlich erging es allen anderen bis zum Stallknecht hinunter.

Als Kronprinz hatte Friedrich Wilhelm seinem Vater zuliebe noch den goldbetreßten Staatsrock, das reiche Spitzenhemd und den zierlichen Hofdegen getragen. Jetzt erschien er in der „geschmacklosen" blauen Uniform seiner Potsdamer Leibgarde und trug statt der Perücke den steif geflochtenen Zopf. Den entlassenen Würdenträgern mußte der Hofmarschall eröffnen: „Se. Majestät geben den Herren anheim, als Offiziere in seine Armee einzutreten!" Das war eine harte Nuß. Offizier werden? Vielleicht gar im Regimente des Fürsten von Dessau, der blinden Gehorsam verlangte und seine Offiziere nicht weniger anschnauzte als die Mannschaften? Und doch! Mancher, der vor dem Nichts stand, überlegte es sich und trat ein. In den Vorzimmern des Schlosses klirrten jetzt die Sporen, scholl der barsche, rauhe Kommandoton.

Der königliche Haushalt sollte von nun an ein Vorbild der Einfachheit und Sparsamkeit sein. Auf den Tisch kam in der Regel nur einfache, aber kräftige Hausmannskost. Nur wenn hoher Besuch eintraf, durfte die Tafel mit feinen Speisen und teuren Weinen besetzt werden. Die Zimmer des Königs mit den schlichten Holzmöbeln wurden nüchtern, fast kahl eingerichtet. Denn Friedrich Wilhelm ging nun daran, alle Kostbarkeiten französischen Prunkes zu Gelde zu machen. Mehr als 100 Luxuspferde, dazu Karossen, Sänften, Schlitten, Kanapees, goldverzierte Möbel aus seltenen Hölzern, Teppiche, Spiegel, Staatsgewänder und die meisten Schmucksachen wurden versteigert. Auch die kostbaren Weine des Schloßkellers wurden verkauft. Alles Gold- und Silbergeschirr — es sollen Hunderte von Zentnern gewesen sein — wurde eingeschmolzen und wanderte in die Münze. Damit bezahlte Friedrich Wilhelm nicht nur 300 000 Taler Schulden seines Vaters, sondern legte auch den Grund zu einem Staatsschatze, den er ständig vergrößerte. Als er starb, fand sein Nachfolger im Berliner Schloßgewölbe hinter eisernen Türen, sorgsam in Fässern verpackt, 9 Millionen Taler bares Geld vor.

3. Der Erzieher seines Volkes.

Die Prachtliebe des ersten Preußenkönigs, die Gewissenlosigkeit seiner Beamten hatten Preußen arm gemacht. Die Steuereingänge waren erschreckend gering. Gewerbe und Landwirtschaft lagen danieder und brachten so karge Erträge, daß die Bevölkerung nur aufs kümmerlichste leben konnte. Friedrich Wilhelm I. sah mit praktischem Blicke, daß er erst den Wohlstand des Volkes heben mußte, wenn er wieder höhere Staatseinnahmen erzielen wollte. Die Zaubermittel, die allein dazu helfen konnten, waren Fleiß und Sparsamkeit. Der König sperrte die Grenzen und legte hohen Zoll auf solche Auslandswaren, die man im Inlande selbst erzeugen konnte. Er sagte: „Ich will meinen Untertanen Arbeit und Brot geben; denn nach Gottes Wort soll ich meinen Nächsten lieben als mich selbst." Besonders forderte er die Herstellung wollener Stoffe. Tüchtige Tuchmacher holte er aus dem Auslande. Er wies seine Räte an: „Kauft dem Manne einen Webstuhl und gebt ihm aus dem Lagerhause Wolle auf Vorschuß. Auch soll er ein hiesiges Mädchen heiraten. So kommt der Geselle sofort zu Brot und gründet eine Familie." Schon nach zwei Jahren hatte Friedrich Wilhelm die Freude, daß die preußischen Tuche ebenso gut und nicht teurer waren als ausländische. So hörte die Einfuhr fremder Stoffe von selbst auf. Das Tragen von Samt und Seidenstoffen verbot er. Wiederholt hat er Stutzer, die doch ausländischen Putz trugen, mit dem Rohrstock geprügelt, und einer Frau riß er auf der Straße höchst eigenhändig die seidenen Schleifen ab. Der beste Abnehmer für Tuch war der König selber,

der große Mengen für sein Heer kaufte. Den bunten Stoffen verschaffte er dadurch Absatz, daß er verbot, länger als sechs Wochen Trauerkleider zu tragen. Um den Schuhmachern zu Hilfe zu kommen, untersagte er die Anfertigung von Holzschuhen. Ausländische Genußmittel, wie Schokolade, Kakao, Kaffee und Tee besteuerte er so hoch, daß nur ganz reiche Leute sie kaufen konnten.

Als ein Gutsbesitzer an der Havel auf seinem Grund und Boden einen feinen Ton fand, der sich zur Herstellung von Porzellan eignete, lieh ihm der König Geld zur Errichtung einer Fabrik. Bald stellte man feines Tafelgeschirr, Krüge und Schalen her, wie sie schöner auch in Sachsen und Holland nicht zu haben waren. Diese Waren gingen ins Ausland und zogen dafür ausländisches Geld nach Preußen. Denn des Königs Grundsatz war: das eigene Geld im Lande halten, fremdes aber hereinziehen.

Ein Oberjägermeister hatte das Havelländische Luch, ein ungeheures Sumpfgebiet, lange Zeit hindurch mit einem Kahne befahren. An verstreuten Papierschnitzeln erkannte er die Richtung, nach der das Wasser langsam abfloß. Nun war es nicht mehr schwer, die Gewässer durch Gräben abzuleiten. So entstand Kulturboden, der Tausende von Landwirten und Handwerkern ernährte. Da Ostpreußen durch eine Pest entvölkert war, siedelte der König hier 20 000 Salzburger an, die ihr Erzbischof um ihres evangelischen Glaubens willen aus dem Lande getrieben hatte. Für die lange Reise ließ er ihnen reichliche Zehrgelder zahlen, gab ihnen Haus und Hof, Kleidung, Arbeitsgeräte und Vieh, baute für sie Kirchen und Schulen und gewährte ihnen auch auf Jahre hinaus Steuerfreiheit. So entstanden in Ostpreußen 12 neue Städte und weit über 300 Dörfer. Dafür gab der „geizige" König, der um eine Messerspitze verschütteten Salzes zanken konnte, 6 Millionen Taler aus. Als sich gewissenlose Amtsleute an dem Gelde, das der Landesherr für die Salzburger angewiesen hatte, vergriffen, schickte er sie sofort auf Festung. Und da einer davon — ein Adliger — noch trotzige Reden führte, ließ er ihn auf offener Straße in Königsberg an den Galgen hängen. Um dem Bauhandwerk aufzuhelfen, zwang Friedrich Wilhelm wohlhabende Bürger zu Neubauten. Dann pflegte er zu sagen: „Kerl hat Geld, muß bauen!" Wer wüste Stellen bebaute, erhielt das Bauholz aus den königlichen Forsten geschenkt. Einem Gerber, der eine besonders wohlgelungene Juchtenhaut einsandte, streckte der König Geld vor, damit der Mann seinen Betrieb vergrößern konnte.

So war es kein Wunder, wenn nach einigen Jahren die Einkünfte aus den Staatsgütern auf das Doppelte stiegen, wenn der Volkswohlstand und damit auch die Steuererträge wuchsen. Aber der König hielt auch auf eisernen Fleiß. Kam er in die Nähe eines Arbeitsplatzes, da flog die Arbeit nur so. Und er grüßte freundlich: „So ist's recht! Zugreifen! Müßiggänger sind des Herrgotts schlechtestes Vieh!" Die Faulpelze spürten oft sein Bambusrohr. Einige Hökerinnen, die Obst und Gemüse feilhielten, traf Friedrich Wilhelm einst beim Schwatzen. Da schalt er: „Habt ihr keine Strümpfe zu stricken oder Hosen zu flicken? Wenn ich euch noch einmal beim Faulenzen ertappe, kommt ihr ins Spinnhaus!" (Das war das Weibergefängnis.) Einmal bog er um eine Straßenecke und stieß auf zwei Juden, die im eifrigsten Gespräch waren. Den Herrscher sehen und ausreißen war eins. Aber der König, dem ihre Flucht das Zeichen eines bösen Gewissens war, holte einen von ihnen ein, packte ihn fest und fragte: „Warum flieht ihr?" Der Hebräer stammelte: „Majestät, wir fürchten uns vor Euch!" Da drohte der Gefürchtete mit dem Stocke und

schrie: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!“ Weil niemand vor den spähenden Königsaugen sicher war, weil er immer unvermutet da und dort auftauchte, lobte, drängte, schalt und trieb, gewöhnten sich auch die Trägen zur Arbeit. Ein Franzose schrieb damals in einem Reisebericht: „Im Reiche dieses Herrschers wäre ein Müßiggänger eine Unmöglichkeit.“ So wurde Preußen wieder ein wirtschaftlich gesundes Land.

4. Ein neues Beamtentum.

Pflichttreue Beamte hat es zu allen Zeiten gegeben. Aber Friedrich Wilhelm wußte allen Staatsbeamten durch sein Beispiel ein solches Maß von Verantwortungsbewußtsein, Fleiß und achtbarer Gesinnung einzuflößen, daß der „preußische Beamte“ geradezu sprichwörtlich und ein pflichtvergessener Beamter zur seltenen Ausnahme wurde.

Wenige Tage nach des Königs Amtsantritt erging der Befehl, alle Kassen aufs schärfste zu prüfen. Da gab es in den Amtsstellen viel Angst und Unruhe; denn manches stimmte nicht. Wer die Mittel auftreiben konnte, ersetzte schleunigst das Fehlende. Mancher Ungetreue entfloh bei Nacht und Nebel. Denn Amtsentlassung und Gefängnis waren ihm sicher; der König schonte niemand. Aus tiefstem Herzen haßte er jede Unehrlichkeit.

Auch die höchsten Beamten hielt er scharf zu steter Tätigkeit an. An den Sitzungstagen mußte seine oberste Landesbehörde, das Generaldirektorium, um 7 Uhr zur Stelle sein. Er verordnete: „Wenn einer von den Ministern oder Geheimräten eine Stunde zu spät kommt, so sollen von seinem Gehalt 100 Dukaten abgezogen werden. Bleibt einer ganz aus, der muß das Gehalt von sechs Monaten an die Rekrutenkasse abführen. Sie sollen nicht eher auseinandergehen, bis alle und jede Sache abgetan ist, daß nicht ein Zettel übrig bleibe. Sind sie länger als bis 2 Uhr nachmittags versammelt, sollen vier gute Gerichte aus der Küche nach oben gebracht werden. Die Hälfte darf essen, die Hälfte arbeitet weiter. Danach wechseln sie ab.“

Wie genau Friedrich Wilhelm auf Ordnung hielt, mögen einige Beispiele zeigen. Seinem Gesandten in Dänemark schrieb er: „Geheimrat von Viereck soll nit so viel spielen, fleißig und pünktlich in seiner Arbeit sein, nit so langsam und faul, wie er bisher gewesen.“ Ein Landrat hatte für einen Steuereinnehmer gebürgt. Er sollte einen Fehlbetrag von 500 Talern decken und bat um Erlaß. Der König schrieb: „Kann nit helfen. Wer bürgt, soll und muß bezahlen.“ Ein Proviantmeister hatte gar 3000 Taler unterschlagen, die er nicht ersetzen konnte. Entscheid: „Ich schenke die Schuld. Sollen aber aufhängen lassen.“ Der Bürgermeister in Drossen hatte gegen die Vorschrift einen Juden geduldet und sollte dafür Strafe zahlen. Friedrich Wilhelm entschied: „Pardon! Wenn er's aber noch mal tut, werde ich ihn aufhängen lassen!“ Über einen Geheimrat, der unerlaubte Nebengeschäfte betrieben hatte, bestimmte er: „Er soll auf dem Hausvogteiplatze von dem Schinder gestäupt und hernach für zeitlebens in das infamichte Loch nach Spandau gebracht werden.“ — Ein Beamter, der nach Tilsit versetzt worden war, wollte nicht dahin gehen, weil das rauhe Klima Ostpreußens seiner schwachen Gesundheit nachteilig sei. Der König befahl: „Er hat zu gehen; denn man muß seinem Herrn mit Leib und Seele dienen. Bloß die Seligkeit ist für Gott; das Andere muß mein sein. Die da nit nach Tilsit wollen mit ihren gepuderten Perücken, sollen geschlossen auf die Feste Friedrichsburg geschleppt werden.“ — Als der König einmal früh um 6 Uhr nach Pots-

dam reiten wollte, war das Tor noch geschlossen. Draußen stand ein Postwagen, dessen Insassen vergeblich um Einlaß klopften. Friedrich Wilhelm stieg vom Pferde und klopfte so nachdrücklich mit seinem Reitstocke ans Fenster, daß einige Scheiben zerbrachen. Als der verschlafene Postmeister endlich erschien, empfing ihn der Erzürnte mit Stockschlägen und jagte ihn aus dem Amte. Die Fensterscheiben mußte er aber auch noch bezahlen.

Ähnliche Züge ließen sich noch zu Dutzenden anführen. Sie zeigen, wie der König in allen das Bewußtsein weckte: erst kommt der Dienst an Krone und Volk, dann erst das Wohl der eigenen Person. Wir sagen heute: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Bei der Rechtspflege ärgerte es den König, daß die Advokaten (= Rechtsanwälte) die Prozesse möglichst lange hinzogen, um recht viel Gebühren verlangen zu können. Er sagte: „Diese Schelme leben mit ihren Spitzfindigkeiten vom armen Volke und schmieren nur Stöße von Akten voll.“ Besonders verdroß ihn die Wortgewandtheit, mit der sie Schuld als Unschuld, Unschuld als Schuld hinstellten. Einst hörte er einer Verhandlung zu. Als der Ankläger geendet hatte, meinte der König befriedigt: „Der Kerl hat recht.“ Nun trat aber der Verteidiger auf und bewies geschickt, daß der Angeklagte unschuldig sei. Da lief der König erbost hinaus und wollte von den „Rechtsverdrehern“ nichts mehr wissen.

Schon eine Woche nach seinem Regierungsantritt befahl er dem Geheimrat v. Bartholdy, dem die gesamte Rechtspflege unterstand, einen Entwurf vorzulegen, „wie die Justiz (Rechtsprechung) schnell, gerecht und mit reinen Händen verwaltet werden könne“. Als das Verlangte am 20. März noch nicht vorlag, schrieb er: „Der Monat ist fast verflossen. Es seind noch 11 Monate, so muß das Landrecht fertig sein, oder Herr Bartholdius und ich werden uns sehr plump und grob verzürnen. Danach Bartholdius sich zu richten hat.“ Das half. Binnen acht Tagen war der Entwurf zur Stelle, und schon im Juni erging die „Allgemeine Ordnung und Verbesserung, das Justizwesen betreffend“. Die „Friedensrichter“ wählte Friedrich Wilhelm mit Vorliebe aus dem Bürger- und Bauernstande; „dieweil solche Leute das Recht besser finden“. Von Gelehrten hielt er ja im allgemeinen nicht viel, aber am wenigsten von den Rechtsgelehrten. Als sich der Sohn eines hochverdienten Mannes um Anstellung im königlichen Dienst bewarb, verfügte der König, man solle den jungen Menschen prüfen, ob er auch genug Kopf und Verstand habe. „Ist er aber ein dummer Deuffel, soll man ihn zum Gerichtsrat in Kleve machen, dazu ist er gut genuch.“

Besser als der König dachte man im Reiche von der preußischen Rechtspflege. Sie wurde als vorbildlich gepriesen.

5. Der Schöpfer des preußischen Heeres.

Unter den Staaten Europas stand in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das kleine Preußen seiner Bevölkerungszahl nach an 14. Stelle. Aber als Militärmacht nahm es die vierte Stufe ein. Man hat berechnet, daß auf je 28 Bewohner 1 Soldat kam. Darum galt Friedrich Wilhelm I. bei seinen Zeitgenossen als „Soldatennarr“. Es ist wahr: er war ein leidenschaftlicher Freund seiner „lieben blauen Kinder“. Ihm, den der König von England nur den „groben Korporal“ nannte, lag seinem ganzen Wesen nach das Derbe, Kurzangebundene, Kraftvolle, das Draufgängertum, die Straffheit, Pünktlichkeit und Sauberkeit, kurz das, was

wir heute noch das „Militärische" nennen. Aber wenn der weitblickende und sparsame, stets auf das Wohl des ganzen Volkes bedachte Herrscher von den 7 Millionen Talern seiner Staatseinkünfte 5 Millionen alljährlich für sein Heer ausgab, so mußte doch mehr dahinter stecken als bloße Liebhaberei. Er wußte wohl, wie seit langem die habsburgischen Kaiser in Wien die aufstrebende Macht Preußens niederzuhalten gesucht hatten. Der Große Kurfürst hatte zähneknirschend viel Unrecht erdulden müssen, weil seine Macht der kaiserlichen nicht gewachsen war. Dem wollte sich Friedrich Wilhelm nicht aussetzen. Er sah ein, daß eine starke Armee — viel stärker, als es der Größe des Landes entsprach — für Preußen eine Lebensnotwendigkeit war. So brachte er sein Heer allmählich von 38 000 auf 83 000 Mann. Und die ließ er musterhaft ausbilden. Sein großer Exerziermeister, Fürst Leopold von Dessau, führte den Gleichschritt ein, der uns heute als etwas ganz Selbstverständliches erscheint. Marschieren, Laden, Schießen, jede Bewegung, jeder Griff erfolgte nur auf Kommando. Dieser Drill ging der Truppe allmählich in Fleisch und Blut über. Er wurde zur unbeirrbaren Gewohnheit, mochte rings umher geschehen, was wollte. Des Königs stetes Wort war: geschwinde laden, wohl anschlagen, ruhig ins Feuer sehen, alles in tiefer Stille. So wurde das preußische Heer eine furchtbare Kriegsmaschine, die nie versagte. Als sie — ein Jahr nach des Königs Tode in der Schlacht bei Mollwitz — ihre Feuerprobe ablegte, war ihre Manneszucht der Schrecken der Österreicher. Denn bei den Salven der Preußen sah man nur eine Bewegung, hörte man nur einen Schuß. Die Grenadiere feuerten so ruhig und gleichmäßig, als sei gar kein Feind da, als ständen sie auf dem Exerzierplatze. Der eiserne Ladestock, den auch der „Dessauer" erfunden hatte, ermöglichte eine für die damalige Zeit erstaunliche Schießgeschwindigkeit: vier bis fünf Schuß in der Minute. Dieses Heer, das in ganz Europa als Sehenswürdigkeit galt, war den Freunden Preußens ein Wunderwerk, seinen Feinden ein Schrecken. Friedrich der Große konnte sagen: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als Preußen auf einer solchen Armee."

Anfangs bestand die Truppe — wie damals alle Heere — nur aus geworbenen Söldnern. Man nahm mit Vorliebe Ausländer, um die Kraft der eigenen Untertanen der friedlichen Arbeit nicht zu entziehen. Und da der Soldatenstand seit den Schreckenszeiten des Dreißigjährigen Krieges verachtet und verrufen war, bestand die Mehrzahl der Geworbenen aus zweifelhaften „Subjekten". Diebe, Mörder, entsprungene Sträflinge fanden hier Zuflucht, da Soldaten den bürgerlichen Gerichten nicht ausgeliefert wurden. Um solche Menschen in Zucht zu halten, bedurfte es freilich strenger Vorschriften. Der Stock regierte, die Strafen waren grausam hart, und das Spießrutenlaufen, das den Fahnenflüchtigen drohte, führte oft genug zum Tode. Trotzdem entliefen alljährlich etwa 200 „Deserteure".

Um den sittlichen Kern des Soldatenstandes zu heben, beschloß der König, die kleinere Hälfte aus Landeskindern zu bilden. Er teilte sein Land in Kantone ein. Ein Kanton (etwa 5000 Feuerstellen) mußte jährlich etwa 30 Rekruten liefern. Sie waren meist Dorfbewohner; hatte doch schon ein alter Römer gesagt: die Landbewohner sind die tapfersten Leute. Schon Schulbuben wurden zu späteren Soldaten bestimmt und trugen die rote Halsbinde der „Kantonisten". (Was sind wohl „unsichere Kantonisten"?) Um die Arbeitskraft der Landeskinder dem Ackerbau nicht ganz zu entziehen, wurden sie für den größten Teil des Jahres beurlaubt, sie „erhielten den Laufpaß".

Die Potsdamer Riesengarde war das Musterregiment, das alle Neuerungen zuerst ausprobte. Kein Mann von diesen 2400 „Enaks-söhnen" war kleiner als 1,80 Meter. König August der Starke von Sachsen, der wahrlich nicht klein war, konnte kaum mit hochgestrecktem Arm die Nasenspitze des Flügelmannes berühren. Denn der maß 2,57 Meter. Die Werbung dieses Irländers hatte allerdings 8000 Taler gekostet. Bei diesem Regiment sparte Friedrich Wilhelm überhaupt nie. Allein an Werbe-geldern kostete ihn seine Leibgarde in 20 Jahren 12 Millionen Taler. Die Grenadiere waren ausgezeichnet gekleidet und erhielten alljährlich eine neue „Montierung": blauen Rock mit roten Aufschlägen und Silberlitze, gelbe Weste, gelbe Beinkleider und weißleinene Gamaschen mit kupfernen Knöpfen. Dazu kam noch die spitze Blechmütze von 50 Zentimeter Höhe. Die Löhnung war für die damalige Zeit ungewöhnlich hoch: bis zu 20 Talern monatlich. Soviel erhielt in anderen Regimentern kaum ein Leutnant. Ein großer Teil der Leibgardisten war verheiratet und wohnte in schmucken Einfamilienhäuschen. Unverheiratete bewohnten zu vieren ein Haus; ein Wirt mußte ihre Wirtschaft besorgen.

Friedrich Wilhelm stand mit seiner Vorliebe für „lange Kerls" nicht vereinzelt da; auch andere Fürsten hielten sich solche stattliche Leibgarden. So gab z. B. das gelbe Regiment Rutowski in Dresden der Potsdamer Riesengarde wenig nach. Und noch Friedrich der Große bevorzugte hoch-gewachsene Rekruten. Er zahlte für einen „Kerl" von 5 Fuß und 10 Zoll 200 Taler Werbegeld, für einen von 7 Zoll höchstens 30 bis 40 Taler. Das ist erklärlich. Damals spielte der Bajonettangriff noch eine großen Rolle, und bei ihm kam es wirklich auf körperliche Kraft und einen langen Arm an. Und doch hatte des Soldatenkönigs Liebhaberei noch einen tieferen Grund. Wenn Prinz Eugen sie abfällig eine Schrulle, eine Soldatenspielerei nannte, so freute das den König; denn er merkte, daß der Gegner ihn nicht durchschaute. Den Schlüssel für sein Handeln gibt sein Testament. Da heißt es: „Mein ganzes Leben hindurch war ich gezwungen, um dem Neide des österreichischen Hauses zu entgehen, zwei Leidenschaften zur Schau zu tragen, die ich nicht hatte — ungereimten Geiz und übertriebene Vorliebe für lange Soldaten. Nur wegen dieser so sehr in die Augen fallenden Schwachheiten vergönnte man mir das Einsammeln eines großen Schatzes und die Errichtung einer starken Armee. Beide sind da, und mein Nachfolger bedarf keiner Maske mehr." Man sieht, wie geschickt der König seine Absichten getarnt hatte, und wie gleichmütig er den Spott der Welt ertrug, nur um die Sicherheit seines Volkes und Landes zu begründen. Im übrigen haben kriegerische Absichten Friedrich Wilhelm I. zeitlebens ferngelegen. Nur einmal haben seine Truppen im Feuer gestanden, 1715, als im nordischen Kriege der Dessauer die Schweden aus Stralsund und Rügen verjagte. Dieser Sieg brachte Preußen 1720 als Gewinn die Osthälfte des bisher schwedischen Vorpommerns mit der Stadt Stettin. Von Friedrich Wilhelms Friedensliebe zeugt auch das ihm zugeschriebene Wort „So schnell schießen die Preußen nicht".

6. Tages Arbeit, abends Gäste.

Es ist an einem Junimorgen des Jahres 1728, früh um 5 Uhr. Im Berliner Schlosse herrscht noch tiefe Ruhe. Aber der König ist schon seit einer Stunde wach. Das kühle Wasser in den beiden großen Tonkrügen, die immer gefüllt in seinem Schlafzimmer stehen, hat ihn erfrischt. Nun sitzt er am Schreibtische seines Arbeitszimmers. Der Kammerdiener Evers-

mann hat ihm den Morgenimbiß gebracht: einen Teller Mehlsuppe, Brot, Butter und Schinken. Der König ißt und arbeitet gleichzeitig. Bald reißt das Falzbein die Schreiben auf, die in hohem Stoße vor ihm liegen, bald knirscht das Messer auf dem Zinnteller. Oft hält er inne, greift zur Gänsefeder und setzt seinen Bescheid an den Rand der Schriftstücke.

Die Krossener wollen ein neues Torschreiberhaus für 613 Taler bauen. Friedrich Wilhelm schreibt dazu: „In Potsdamm kan ich so ein haus vor 80 Thlr. Bauen ich habe itzo kein geldt aber 50 Thlr. gehbe ich davor sollen sie was Bauen mit lehm geklebet.“ — Zur Ausbesserung der Küstriner Festungswerke werden 150 Taler angefordert. Er schlägt es ab und schreibt: „Ist kein feindt nit da!“ — Die pommersche Geistlichkeit erhebt Einspruch gegen den neuen Generalsuperintendenten, weil er nicht genügend Kenntnisse habe. Der König kritzelt an den Rand: „Habe ihn schon selbsten examinieret. Kahn er kein La Tainisch, mag er sich einen La Tainischen Lesebengel halten. Ich kahn auch kein La Tainisch.“ Das Ministerium schlägt vor, einen Streit dadurch zu schlichten, daß der Staat das Gasthaus und die Schmiede eines Dorfes für 3500 Taler ankaufe. Entscheid: „Ich verlabbre nit mein geldt mit kleinem Kauf.“

So geht es fast zwei Stunden weiter, bis der ganze Briefstoß erledigt ist. Der König tritt ans Fenster und sieht hinab auf den Schloßplatz, wo seine Grenadiere im steifen Paradeschritt an den Korporalen vorbeipendeln. Da schlägt die kleine Schreibtischuhr, ein Geschenk des schwedischen Herrschers, mit hellem Klang 7 Uhr, und im selben Augenblick tritt Thulemeyer, der Geheimsekretär ein. Der Fürst begrüßt den treuen Mann mit festem Handschlag: „Pünktlich wie immer zur Stelle, Thulemeyer, das lob ich mir. Was bringt er Gutes?“ „Majestät, hier ist der Bericht des Hofmarschalls über die Vorbereitungen für den Besuch Sr. Majestät von Polen.“ „Gut, geb Er her!“ Und der König überfliegt das Schriftstück mit den Augen: die Hofjägerei liefert täglich 6 Damhirsche, 2 Wildschweine, 2 Frischlinge, 6 Rehböcke, 40 Hasen, 40 Enten, dazu Auerhähne, Birkhähne und anderes Geflügel für die königliche Küche. In Charlottenburg wird ein glänzendes Feuerwerk und eine Illumination vorbereitet. Für die Jagd in der Jungfernheide sind Treiber und Weidleute bereit gestellt. Die 16 000 Soldaten, die vor den Majestäten auf dem Tempelhofer Felde zur Parade antreten sollen, sind bereits ausgesucht und zusammengezogen.

Der König nickt befriedigt. „Thulemeyer, was sagt Er zu den vier silbernen Kronleuchtern im Rittersaale? Kosten mich 40 000 Taler. Und der große Schenktisch im weißen Saale mit den Trinkschalen und Humpen?“ Der Sekretär sagt zögernd: „Majestät, ich staune. — Majestät gelten sonst für so — sparsam!“ — Da lacht Friedrich Wilhelm belustigt: „Sag Er nur ruhig: geizig. Aber die Leute verwechseln die beiden Worte. Eben weil ich sparsam bin, kann ich auch einmal Geld ausgeben. Preußen muß sich doch neben Polen und Sachsen sehen lassen können. Und nun will ich hinüber ins Generaldirektorium und sehen, wie meine Herren Minister arbeiten. Dann gehe ich zu meiner Familie und halte Morgenandacht mit ihr. Um ½10 Uhr soll das Reitpferd bereit stehen.“ Und so geschieht's. Der König ritt nach Potsdam. Wohlgefällig glitt sein Blick über die üppig stehenden Getreidefelder. Aus einem Schulhause scholl aus frischen Kinderkehlen das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Friedrich Wilhelm stieg ab, band sein Pferd an den Zaun, trat in die Schulstube und ließ sich den Choral nochmals vorsingen. Dann prüfte er die Kinder im Rechnen, Lesen und in Katechismusstücken. Und weil

er heute so froh gelaunt war, griff er in die Westentasche und belohnte die Fleißigsten mit Viergroschenstücken. Dann ritt er weiter.

Beim Leibregiment erwartete man den Herrscher schon. Er schritt die Front ab, musterte scharf und freute sich, als alles klappte. „So ist's recht", sagte er, „alle Griffe frisch machen, stark ans Gewehr und die Taschen anschlagen!" Dann wurden ihm zehn neue Rekruten vorgeführt, welche ihm die russische Kaiserin geschickt hatte. Als der König die riesigen Burschen sah, strahlte er. Mit diesen Leuten hatte man doch nicht den Ärger wie neulich mit dem langen Tischlergesellen. Den hatten seine Werber überwältigt und in einen Sarg gelegt, um ihn über die preußische Grenze zu bringen. Aber als man den Sarg öffnete, war der Mann erstickt. Dann zog er die Offiziere ins Gespräch und fragte auch seinen Oberst nach seinem Ergehen. Der gab ihm die verblüffende Antwort: „Majestät, mir geht's wie dem Beelzebub!" „Was meint Er damit?" „Ei, der ist schon seit Ewigkeit Oberster der Teufel und wird nicht mehr!" Über diese witzige Antwort mußte Friedrich Wilhelm herzlich lachen, und nach wenigen Tagen wurde der Oberst zum General befördert. Auch mit den Grenadieren plauderte der König, erkundigte sich nach ihren Familienverhältnissen und ging gern auf ihre kleinen Wünsche ein. Als die Trompete zum Essen blies, nahm er eine Einladung zum gemeinsamen Mittagsmahl der Offiziere an, sprach dem Gemüse und dem gebratenen Speck tüchtig zu und blieb noch in ihrem Kreise, bis der Dienst wieder begann.

Erst am Nachmittag ritt er wieder nach Berlin zurück. Die Straßen seiner Hauptstadt gefielen ihm nicht recht. In Potsdam standen die neuen Häuserzeilen wie ausgerichtete Regimentsfronten da. Aber in Berlin gab's noch viel grade zu richten. Jetzt sah er ein baufälliges Haus, das aus der Häuserreihe vorsprang. Mit dem Reitstock pochte der König an und rief den Besitzer zu sich: „Seine Hütte wird Ihm bald auf den Kopf fallen. Muß weg. In vier Wochen!" Der Mann wand sich, murmelte etwas wie: armer Mann, viele Kinder, Schulden. Aber Friedrich Wilhelm schnitt ihm kurz das Wort ab: „Larifari! Er baut in vier Wochen. Bauholz schenke ich. Will aber vorher den Plan sehen!" Und schon ritt er weiter.

Den Abend verbrachte der Fürst gern mit seinen Vertrauten im Tabakskollegium. In dem großen kahlen Raume mit ungedeckten Tischen und Holzschemeln ging es lebhaft und fröhlich zu. Verdiente Ratgeber, Minister und Offiziere saßen beisammen, tranken ein leichtes Bier und rauchten aus weißen Tonpfeifen holländischen Tabak. Nichtraucher mußten wenigstens eine Pfeife zur Hand nehmen. Auf Nebentischen stand Butterbrot mit kaltem Braten und Käse, und jeder langte zu, wie er Lust hatte. Man kam und ging nach Belieben; höfliche Grüße wurden gar nicht beachtet. Da wurden Neuigkeiten und Jagdgeschichten ausgetauscht und lustige Schnurren erzählt. Aber auch ernste Gespräche über Staatsangelegenheiten waren nicht selten. Dabei herrschte vollste Offenheit, und der König nahm es auch nicht übel, wenn jemand anderer Meinung war als er. Hier ließ er sich vieles gefallen, was er draußen sehr übelgenommen hätte. Von seinen Vertrauten ließ er sich sogar eine gelegentliche Neckerei gefallen. An der sonst so kahlen Zimmerwand hing eines Abends ein großes buntes Bild, das einen Grenadier des Leibregiments darstellte. Da man wohl wußte, daß der König ein gewisses Zeichentalent besaß und — wenn ihn die Gicht an den Rollstuhl fesselte — sich die Zeit mit dem Pinsel vertrieb, so erriet man leicht den Maler. Der General von Grumbkow,

in dessen verknitterten Zügen alle Teufelchen des Spotts spielten, lachte: „Ei, das ist ja das Ding, das der Kunsthändler Nicolai in seinem Schaufenster ausgestellt hatte. Wißt ihr, wie es hierher gekommen ist? Weil es Sr. Majestät selbst gelungen erschien, ließ er den Mann kommen und fragte ihn, was das Bild wohl wert sei. Als der es auf 200 Taler schätzte, nahm ihn der König beim Wort und sagte: „Dafür kann Er die Schilderei haben." Wie nun der Kerl das Bild ausstellte und daran schrieb „Von Sr. Majestät eigenhändig gemalt", lief ganz Berlin herzu und begaffte das Werk. Das ärgerte nun unseren Herrn. Er schickte dem Nicolai die 200 Taler wieder und hatte seine liebe Not, die Schilderei zurückzubekommen." Und zu dem Herrscher gewandt, fragte er: „Majestät, habe ich nicht recht?" Der König nickte mit sauersüßem Gesicht; aber schließlich stimmte er in das allgemeine Gelächter mit ein und machte gute Miene zum bösen Spiele. Toll trieb es der Fürst von Dessau. Die Zielscheibe seiner Späße war meist der Professor Gundling. Der war ein gelehrter Vielwisser, galt aber gerade darum in diesem Kreise nicht viel. Auch fehlte ihm die rechte Würde. Darum sah man ihn als des Königs Hofnarren an und hänselte ihn stets. Wankte er betrunken heim, so war entweder seine Tür vermauert, oder man hatte ihm einen jungen Bären ins Bett gelegt, der ihn übel zurichtete. Für solche Kränkungen rächte er sich gern durch bissige Bemerkungen. Einmal brachte er eine holländische Zeitung mit und las daraus vor: Aus Berlin wird berichtet, daß der Flügelmann im Garderegiment gestorben ist. Als man die Leiche öffnete, fand es sich, daß der Riese kein Herz, aber zwei Magen hatte. Aber Gundling hoffte vergeblich, den König mit dieser Bosheit in den Harnisch zu bringen. Der lächelte nur vergnügt und sagte: „Herr Kammerherr, schreib er dem Federfuchser: alles hat seine Richtigkeit. Nur muß man wissen, daß der Verstorbene ein Holländer war." Nun hatte der König die Lacher auf seiner Seite.

Im Herbst brachte Friedrich Wilhelm meist mehrere Monate in seinem geliebten Jagdschlößchen Wusterhausen zu. In den großen Wäldern pirschte man auf Bären, Wildschweine, Wölfe und Hirsche. Dort gab es auch noch Elche. Auch hier war für das Tabakskollegium eine „Tabagie" eingerichtet, und auch hier verkehrte der sonst so ernste und strenge Fürst ganz ungezwungen mit seinen Jagdgästen und vergaß gerne für eine Weile alle Regierungssorgen.

7. Ueber alles die Pflicht.

Als unumschränkter Herrscher forderte Friedrich Wilhelm unverbrüchlichen Gehorsam. Wagte jemand einen Widerspruch gegen seine Befehle, so beschied er ihn kurz: „Räsonnier er nicht! Ist mein Untertan!" Auch in seiner Familie hielt es der König nicht anders. Seine Gemahlin fügte sich meist in seinen Willen. Nur in einem Punkte widersprach sie dem Gatten oft. Sie hegte den Plan, den Kronprinzen Friedrich — den späteren Friedrich den Großen — mit einer englischen Prinzessin zu vermählen. Ihre Tochter Wilhelmine sollte dagegen den englischen Thronfolger heiraten. Der König aber traute dem britischen Hofe nicht. Und er behielt recht: die geplanten Heiraten kamen wirklich nicht zustande. Schweren Kummer machte es dem Könige auch, daß der Kronprinz ihm in allen Stücken so unähnlich war. Er selbst war einfach in seinem ganzen Wesen, derb und bieder, sparsam, fleißig und gottesfürchtig. Weil sein Denken durchaus auf das Praktische gerichtet war, fehlte ihm jedes Verständnis für Wissenschaften und Künste; nur die Theologie (Gottesgelehrtheit) ließ

er gelten. Ganz anders der Sohn. Von den Lehren der Kirche hielt er nicht viel; aber er war künstlerisch veranlagt. Er blies meisterhaft die Flöte, komponierte gern und schrieb, begeistert von den Werken französischer Dichter und Gelehrter, selbst Gedichte und Abhandlungen in dieser Sprache. Dazu liebte er den Luxus und trug lieber modische Kleider als die knappe Uniform mit dem steifen Zopfe. Das rauhe Soldatenwesen war ihm ganz zuwider. Darum schalt ihn der König einen weibischen Kerl, der die Haut pudere, anstatt sie ordentlich zu waschen. Er klagte: „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet; er macht sich nichts aus den Soldaten und wird einst meine ganze Arbeit verderben!“ Am meisten kränkte den Vater der Leichtsinn, mit dem der Prinz Geld ausgab. Mit den 1200 Talern, die er jährlich erhielt, kam er bei weitem nicht aus. Als Friedrich Wilhelm erfuhr, daß Fritz Schulden in Höhe von 20 000 Talern gemacht hatte, ergrimmte er so, daß er den Prinzen vor allen Hofleuten mit dem Stocke bedrohte. Und als der Sohn, verzweifelt über diese entehrende Behandlung, einen Fluchtversuch gewagt hatte, drang der König in seiner Wut mit dem Degen auf ihn ein. Nur das Dazwischenspringen eines alten Generals verhinderte eine Bluttat. In der ersten Aufwallung wollte er den „fahnenflüchtigen Hochverräter“ durchaus zum Tode verurteilt sehen*). An dem Leutnant Katte, dem Mitverschworenen des Prinzen, wurde das Todesurteil auch vollstreckt. Diese Strenge, ja Härte, entsprang aber nicht etwa einer Neigung des Königs zur Grausamkeit; sie war nur Ausfluß eines unerbittlich strengen Pflichtgefühls. Der Fürst folgerte: was soll aus einem Staate werden, der ganz auf Pflichttreue, Ordnung und Gehorsam aufgebaut ist, wenn der Thronfolger ein solches Beispiel von Pflichtvergessenheit gibt, wenn er Offiziere zum Ungehorsam, zum Bruch des Fahneneides verleitet? So gewiß man zugeben muß, daß die Schuld an dem Vergehen des Prinzen auch auf seiten des Vaters lag, so muß man dem Könige zubilligen, daß er nur aus echtem Gerechtigkeitsgefühl heraus die strengen Strafen verhängte. Sein Vaterherz litt gar schwer darunter, daß er so handeln m u ß t e. Als der Großvater des verurteilten Katte, ein verdienter weißhaariger General, um Gnade für seinen Enkel bat, traten dem Fürsten die Tränen in die Augen. Aber er sagte dem Bittsteller: „Ich darf keine Gnade üben; denn ich bin nicht allein E u e r König, sondern König des g a n z e n Landes. Es ist schwer, ein Kind zu verlieren; aber die Pflicht tun, die Gott uns auferlegt hat, das ist doch das Schwerste. Ich bin auch ein Vater und darf den eigenen Sohn nicht schonen.“ Drei bittere, ruhelose Tage verbrachte Friedrich Wilhelm in der Stille seines Jagdschlosses Wusterhausen, ehe er — nach qualvollen inneren Kämpfen — das Todesurteil über den jungen Leutnant unterschrieb. Und der greise General bekannte später: „Der fromme König hatte es schwerer als ich. Denn ich mußte das Urteil hinnehmen; aber er mußte es fällen.“

8. Der Wegbahner zu Deutschlands Größe.

Unser Heft hat versucht, das Wesen dieses deutschesten aller Preußenkönige zu zeichnen und gleichzeitig seine Regierungsgrundsätze anzudeuten. Dabei wird manchem Leser schon aufgefallen sein, wie stark sich oft die Anschauungen des Soldatenkönigs mit den Leitgedanken berühren, nach denen Adolf Hitler das dritte Reich aufbaut. Wohl lagen damals die Verhältnisse vielfach anders, und die Schlagworte, mit denen wir die

*) Näheres hierüber enthält der Lesebogen „Friedrich der Große“ von Werner May. Verlag Heinrich Handel, Breslau. Preis 0,11 RM.

Grundlinien des Nationalsozialismus bezeichnen, waren natürlich noch unbekannt. Aber bei genauerem Zusehen staunt man doch, wieviel von unserem Gedankengut vor 200 Jahren schon im Keime vorhanden war*).

Wir sprechen so oft von **Führertum.** Führer ist nicht nur der, der Fähigkeit, Kraft und Willen besitzt, den Staat zu leiten. Zum Führertum gehört noch zweierlei: das unbedingte Vertrauen der Geführten und die volle Last der Verantwortung. Daß Adolf Hitler ein solcher Führer ist, wissen wir alle. Und Friedrich Wilhelm? Auch er war es. Sein Führertum hieß zwar Absolutismus (unbeschränkte Herrschergewalt), auch war er nicht vom Volke berufen, sondern hatte den Thron ererbt. Aber er besaß alle Gaben eines Führers. Und wenn sein Volk auch einmal seine harte Hand unwillig empfand, so vertraute es ihm doch blindlings, weil es wußte, daß er Tag und Nacht nur für das Wohl seiner Untertanen sorgte. Gewiß, es gab damals kein Gesetz, das den König zur Rechenschaft ziehen konnte; aber das war auch nicht nötig. Friedrich Wilhelm fühlte ein höheres als menschliche Gesetze über sich: er war Gott und seinem Gewissen gegenüber verantwortlich. Dieses Pflichtgefühl schnürte selbst die natürliche Regung der Vaterliebe in ihm ab, als er glaubte, das Leben seines Sohnes dem Staatswohle opfern zu müssen. So stark trat seine eigene Person, sein eigenes Wohl zurück gegenüber den Pflichten für Staat und Volk. Auch ihm ging Gemeinnutz über Eigennutz.

Wir alle haben im Jahre 1933 erlebt, wie unsere Staatsführung alle widerstrebenden Mächte (Parteien) beseitigt oder niedergehalten hat. So muß es sein: ein Führer handelt, aber er verhandelt nicht. Nur sein Wille gilt. Und so hielt es auch der Soldatenkönig. Der Adel besaß zu seiner Zeit gewaltige Vorrechte; er zahlte z. B. viel weniger Abgaben als die ärmeren Stände. Friedrich Wilhelm beschnitt ihnen diesen Sondervorteil erheblich. Da begehrten sie auf: der König wird den ganzen Staat zugrunde richten. Aber der König bedeutete sie: nicht den Staat richte ich zugrunde, sondern die Selbstherrlichkeit der Junker. Und in der Redeweise seiner Zeit fügte er hinzu: „Ich stabiliere die souverainité wie einen rocher de bronce.“ (Ich richte meine Alleinherrschergewalt auf wie einen Felsen aus Erz.)

Einen guten Klang hat bei uns das Wort **Volksgemeinschaft.** Wir wollen nicht mehr die tiefe Kluft zwischen den einzelnen Ständen, nicht mehr Vornehme und Geringe. Wir wollen alle Volksgenossen sein. Damit sollen etwa nicht die Stände verschwinden. Es wird immer Bauern und Kaufleute, Beamte und Arbeiter geben. Und die höhere Leistung soll auch höher entlohnt werden. Aber wer mit seinen Gaben nützliche Arbeit für die Gesamtheit leistet, soll nicht gering geachtet werden, weil Gott einem anderen größere Fähigkeiten verlieh. So empfand auch Friedrich Wilhelm I. Er unterhielt sich gern und oft mit einfachen Leuten aus dem Volke. Nicht allein, weil er dadurch die Zustände im Lande kennenlernte, sondern weil ihm die grade und unverbildete Denkart der unteren Schichten lieber war als das geschraubte Wesen der oberen Stände. Er tadelte seinen Sohn, weil er „hoffärtig und nit populär sei und nur mit Leuten von Stande spreche“. Er befahl, daß der Kronprinz morgens und abends mit seinen Bedienten zusammen Andacht halten solle, wie er es

---

*) Eine genauere Betrachtung der Regierungsgrundsätze Friedrichs des Großen würde weiter zeigen, wie viel der Sohn von seinem Vater übernommen hat, wie viel Neues und Geniales er selbst seiner Zeit gegeben hat und wie tief das Altpreußentum dieser beiden Großen noch in die Gegenwart hinein wirkt

selbst tat. Bei einer solchen Hausandacht ließ der König einmal seinen Kammerdiener aus der Bibel vorlesen. Im Text stand das Wort „König"; aber der Vorleser las aus lauter Respekt „der Herr König". Da schnauzte ihn Friedrich Wilhelm an: „Vor Gott bin ich kein Herr, sondern genau so ein Hundsfott wie du!" Besonders lag dem Könige der Stand am Herzen, der schon seit dem Mittelalter am schwersten litt: der Bauer. Der Adel hatte es verstanden, aus den einst freien Bauern Leibeigene zu machen; 1555 erließ der Kaiser ein Reichsgesetz, welches so etwas ausdrücklich erlaubte. Der Versuch der Bauern, in dem großen Bauernkriege ihre Freiheit zurückzuerobern, war kläglich mißlungen. Ihre Lage wurde nur noch schlimmer. Viele Bauernhöfe wurden einfach eingezogen und die Besitzer zu Hörigen gemacht. Das nannte man „Bauernlegen". Die Allmende (Weide- und Waldbesitz der Dörfer) wurde dem herrschaftlichen Jagdgebiet hinzugefügt. Die übrig gebliebenen Bauerngüter wurden immer mehr verkleinert, Zins und Fronarbeit besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege willkürlich gesteigert. So lebten vier Fünftel der Landeseinwohner, gerade der Stand, der dem Acker das tägliche Brot für alle abgewann, in unwürdigen, verzweifelten Verhältnissen. Das widerstand dem landesväterlichen Gerechtigkeitssinne Friedrich Wilhelms. Und er sah voraus, daß eine weitere Verringerung der Bauernschaft die Ernährung des Landes und den Heeresersatz gefährden mußte. Darum hob er 1719 die Leibeigenschaft in Ostpreußen und Pommern auf. Aber er stieß auf großen Widerstand. Die Gutsbesitzer erklärten, ohne erbuntertänige Bauern nicht bestehen zu können. Die Pächter der Domänen (Staatsgüter) behaupteten, fortan nur noch einen Bruchteil der bisherigen Pacht zahlen zu können. Und das Seltsamste: sogar die Bauern widerstrebten. Jede Gutsherrschaft war nämlich verpflichtet, in Zeiten der Not — etwa bei Mißernten — für ihre Bauern zu sorgen. Kann man mit diesen seit Jahrhunderten geknechteten und stumpfgewordenen Menschen rechten, daß ihnen das Brot mehr galt als die Freiheit? So mußte der König seine Verordnung wieder zurücknehmen. Er konnte das Los der Bauern nur mildern, indem er „bei Strafe der Karre" verbot, „die Untertanen gottloserweise mit Peitschen und Prügeln wie das Vieh anzutreiben, mit der Bauern Pferden spazieren zu fahren oder einen Hof eingehen zu lassen und die Äcker und Wiesen davon zu den eigenen Gütern zu schlagen". Wenn wir in diesem Zusammenhange daran denken, daß Hitler den Bauern aus der Umklammerung des jüdischen Zinswuchers befreit hat und in jeder Weise für die Hebung der Landwirtschaft sorgt, so sehen wir die geistigen Fäden, die ihn mit dem Soldatenkönige verbinden. Beide Männer handelten aus der klaren Erkenntnis heraus, daß die Not eines einzelnen Standes dem ganzen Volke schadet. Es ist ein altes Sprichwort, das da sagt: „Hat der Bauer Brot, leidet niemand Not."

In der Nachkriegszeit war der Einfluß des **Judentums** in Deutschland übermächtig geworden. Adolf Hitler hat ihn beseitigt. Auch Friedrich Wilhelm erkannte, daß der Jude ein schädigender Fremdkörper im Staate ist. Schon als Kronprinz ließ er eine Schrift „Das entdeckte Judentum" in Preußen drucken und verbreiten, weil das Buch im übrigen Reiche auf Betreiben der Juden verboten worden war. Als er zur Regierung kam, schickte er den Hofjuden seines Vaters, der den Staat arg geschädigt hatte, als Gefangenen nach Spandau. Und 1724 erließ er eine Verordnung, daß alle Juden, die keine Aufenthaltserlaubnis hatten, „auf einmal aus dem Lande gejagt werden sollten". „Denn", sagte er, „die Israeliten sind ein gefährliches Ungeziefer. Mich hat ein einziger um 100 000 Taler betrogen."

Friedrich Wilhelm wußte bestimmt noch nichts von Rassenkunde. Aber wer die Juden vertreibt und 20 000 deutschblütige Menschen in seinem Lande aufnimmt, der besitzt gesundes rassisches Gefühl. Auch hier sehen wir wieder, wie eng verwandt seine Anschauungen denen der Jetztzeit waren.

Indem der König auf das Eigentumsrecht an seinen eigenen Gütern verzichtete und sie zu Staatsdomänen machte, handelte er nach unserem Grundsatze: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. (Weise das ferner aus den Kapiteln 2, 3 und 4 nach!) Wenn der König untaugliche und unwürdige Beamte kurzerhand zum Teufel jagte, so gemahnt das an unsere Gesetze zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Das alte Preußentum, wie es Friedrich Wilhelm in seiner Beamtenschaft herangezogen hatte, das in restloser Hingabe an Staat und Volk, in Selbstzucht und treuester Pflichterfüllung bestand, ist wieder aufgelebt in der Staatsgesinnung des Nationalsozialismus, der bekennt: nichts für uns, alles für Deutschland. Unsere Bestrebungen zur Volksgesundheitspflege, zur Verhütung erbkranken Nachwuchses usw. haben ihre Vorläufer in den Gesundheitsämtern, die Friedrich Wilhelm einrichtete. Daß Preußen unter Friedrich dem Einzigen eine europäische Großmacht wurde, ist nicht zuletzt dem Soldatenkönige zu verdanken.

Wie sehr Friedrich Wilhelm I. der Gegenwart ein Wegbereiter gewesen ist, wie stark wir auf seinen Gedanken und Werken aufbauen, hat keiner so klar und treffend gesagt wie der große Geschichtsschreiber Heinrich v. Treitschke. Einige Sätze von ihm seien an den Schluß unserer Betrachtungen gestellt. „König Friedrich Wilhelm I. stellte die Grundlagen der inneren Ordnung des preußischen Staates so unverrückbar fest, daß selbst die Gesetze Steins und Scharnhorsts und die Verbesserungen unserer Tage das Werk des harten Mannes nur fortführen, nicht zerstören konnten. Er ist der Schöpfer der neuen deutschen Verwaltung, unseres Beamtentums und Offizierstandes. Er führte die geschlossene Staatsform in die Geschichte ein, gab dem neuen Namen der Preußen Sinn und Inhalt, vereinte sein Volk zur Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung und prägte ihm diesen Gedanken für alle Zukunft ein. Klar und bewußt lebte in ihm der Gedanke, daß der Staat zum Besten aller bestehe und der Lenker nur berufen sei, in unparteiischer Gerechtigkeit über allen Ständen zu walten, das öffentliche Wohl zu vertreten gegen Sonderrecht und Sondervorteil. Wenn sein Fuß auch mit den lockeren Unsitten des väterlichen Hofes manchen Keim der Bildung zertrat, so tat er doch das Notwendige. Die feste Manneszucht eines wehrhaften, arbeitsamen Volkes war für Preußens große Zukunft wichtiger als eine vorzeitige Blüte von Kunst und Wissenschaft. So sammelte und bildete Friedrich Wilhelm die Kräfte seines Volkes für die Entscheidungsstunden einer größeren Zukunft."

Manches von dem Gedankengut des Soldatenkönigs ist in der unheilvollen Nachkriegszeit von 1919 bis 1933 verschüttet gewesen. Aber es ist ein Schatzgräber da, der diesen lauteren Hort des Preußen- und des Deutschtums wieder ans Licht hob und ihm eine neue, zukunftweisende Form gab. Das ist unser Führer

Adolf Hitler.

Die erste Aufl…